



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

♀: Die Zukunft Preußens.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Zukunft Preußens.

Die Berichte der Aerzte über die Krankheit des Königs haben im Lande die ernste Stimmung hervorgerufen, welche in Preußen auf allen Kreisen der Bevölkerung liegt, wenn das Schicksal seine dunkle Hand gegen das Haupt des Landesherrn erhebt. Denn im Staat der Hohenzollern hat das Verhältnis zwischen Fürsten und Volk viel Persönliches und Patriarchalisches in Liebe und Widerspruch. Fast in allen Landschaften lebt die Empfindung, daß sie kaum eine politische Existenz hatten, bevor die kriegerischen Herren der Mark sie zu Theilen Preußens machten, und die Regenten fühlen sich ihrem Volk durch eine lange Reihe von Siegen, Leidenstagen und durch das edle Gefühl verbunden, daß sie selbst groß wurden, weil sie ihren Bürgern das Gefühl von Größe, Kraft, Opferfreudigkeit, ein staatliches Bewußtsein gaben. Durch achtzehn verhängnißvolle Jahre hat der Fürst, dessen Leben in diesen Tagen bedroht war, die Krone getragen, welche der erste Friedrich in prophetischem Ahnen auf das Haupt setzte, und diese achtzehn Jahre werden sicher einst in der Geschichte Preußens zu den folgenreichsten zählen. Daß der Staat durch Friedrich Wilhelm den Vierten, wenn auch nicht ohne Verwirrung und innern Zwiespalt eine Verfassung und mit ihr die Garantie gesunder Entwicklung erhielt, das wird sein Volk nie vergessen. Mit tiefer Sorge hörte in den letzten Jahren der Preuze von dem unheimlichen Leiden, welches die Seele eines geistvollen Fürsten verdüsterte. Und jede politische Partei empfand damals, wie sehr in Preußen die Seele des Regierenden auch Seele des Staates ist.

Jahre lang waren Regierung und Volk wie gelähmt gewesen, angstvolle Sorge um den Staat, peinliche Unsicherheit, lag damals überall auf dem Lande. Da trat der Prinzregent an die Spitze der Geschäfte, ruhig, maßvoll und doch mit sehr festen Ueberzeugungen. Ein Jahr ist seitdem vergangen, keine Zeit des Friedens und froher Ereignisse, und doch ist die Gestalt des Prinzen in immer kräftigeren Umrissen hervorgetreten; auf seine Person, an welche sich sehnsüchtige, aber unbestimmte Hoffnungen knüpften, blickt jetzt vertrauensvoll eine ungeheure Majorität in Preußen, ein großer Theil der Deutschen. Alle haben Gutes von ihm erwartet, er hat aller Hoffnungen übertraffen.

Bessere Rücksicht, als die äußere auf das Preßgesetz, legt dem Schriftsteller von Selbstgefühl die Verpflichtung auf, von der Persönlichkeit lebender Souveräne mit achtungsvoller Zurückhaltung zu sprechen. Da aber ein namhafter Schriftsteller in der letzten Nummer der Grenzboten über Charakter und

Wesen des Prinzen geurtheilt hat, und dem Schreiber dieser Zeilen jenes Urtheil in der Sache unrichtig, in der Form nicht wünschenswerth erscheint, so sei die Discretion noch einmal bei Seite gesetzt, und wenigstens Einiges von dem Fürsten in Erinnerung gebracht, der jetzt die frohe Hoffnung Preußens und Deutschlands ist. Das Mitzutheilende ist ohnedies kein Geheimniß.

Es war in den Märztagen 1848. Die Rathgeber des Königs hatten das preußische Heer in eine schiefe Stellung zum Volke gebracht. Der Prinz von Preußen hatte davor gewarnt, die Armee zum Polizeidienst gegen das Volk zu verwenden, und hatte der verhängnißvollen Maßregel kräftig widersprochen. Und doch wurde das Gerücht verbreitet, auf seinen Antrieb sei der Kampf entbrannt. Ergebene Freunde des Prinzen eilten zum Minister des Hauses, G. Stollberg. Da sprach der Nachfolger des Fürsten Wittgenstein: „Es ist besser, der Prinz trägt den Haß.“ Dem Prinzen wurde der Befehl, sofort nach Petersburg abzureisen. Er weigerte der Reise zum Kaiser Nikolaus den Gehorsam, und ging nach England. Ruhig, pflichtgetreu brachte er sich selbst zum Opfer, aber nicht die Würde des Königthums und nicht die Zukunft Preußens. In England knüpfte er die Fäden zu dem herzlichen Bündniß, welches jetzt die großen protestantischen Fürstenhäuser vereinigt, und machte durch die Reise selbst eine Demonstration, wo die Bundesgenossenschaft für das neue Preußen, das damals in Wehen lebendig wurde, zu suchen sein sollte.

Es war im Jahr 1850. Die Kriegsdrohung Rußlands und Oestreichs drängte gegen die Unionspläne des Hrn. v. Radowiz. In dem besorgten Cabinetrath forderte der Prinz Festigkeit, Rüstung, Krieg. Heftig war der Streit der Parteien. Einer der hohen Offiziere erklärte dem Prinzen: das preußische Heer werde sich nicht gegen Rußland schlagen. Da warf ihm, so erzählt man, der Prinz in männlichem Zorn den Fluch entgegen, der zur Zeit seines großen Ahnen Friedrich den Offizier traf, der säumig im Schlagen war, und verließ, da alles vergeblich, in tiefster Empörung den Rath.

Der Tag von Olmütz kam. Wie der Prinz damals mit seinem Schmerz gerungen, das flößte seiner Umgebung ernste Besorgnisse ein. Es ist bekannt, daß er den Minister, der jene Politik vertrat, vier Jahre von seinem Angesicht entfernt hielt, bis zum Beginn der orientalischen Verwicklung. In sich zurückgezogen, nur mit seiner Pflicht beschäftigt, in brüderlicher Pietät um seinen Herrn und König besorgt, so lebte er in der schwierigsten Stellung nach jeder Seite untadelig, fern vom Hofe, geschieden von einem System, das er verurtheilte, gegen das zu kämpfen selbst ihm nur in einzelnen Fällen möglich war. Es ist bekannt, wie frech Einzelne der herrschenden Partei gegen seine Person zu intriguiren wagten, es gab Zeiten, wo seine Verehrer Besorgnisse hegten, die jetzt auszusprechen unnütz ist.

Die allmälige Erkrankung des Königs, die Unsicherheit auch seiner künftigen Stellung vermochten ihn nicht einen Schritt von der Linie abzubringen, auf der ihn sein innerstes Wesen festhielt. Er vergab sich und dem Staate nichts, er verlegte keinen Augenblick das zarte Verhältniß zu seinem königlichen Bruder, er schwieg bei dem Drängen seiner Verehrer und handelte fest, wo es galt. So wurde er Regent. Längst vorher mag er in der Stille bei sich zu Rathe gegangen sein über die Wahl der Männer, welche sein Vertrauen zur Regierung berief. Es sollten Männer von Ehre und reinem politischen Ruf und die Fähigsten sein, welche er kannte. Und ihm und den Preußen war seine Wahl zum Heil.

Der italienische Krieg nahte. Und mit Recht darf gesagt werden, was in der preußischen Politik männlich groß, entschlossen war, das kam aus der eigensten Seele des Prinzen. Wenn in dem letzten Theil der preußischen Politik seit der Mobilmachung eine Zögerung sichtbar wurde, welche dem starken Aufschwung, den der Prinz genommen, nicht ganz entsprach, seine Gedanken waren es nicht. Wol darf behauptet werden, daß er höher und größer von der Aufgabe Preußens gedacht hat, als die Mehrzahl der redlichen und ehrenhaften Mitglieder seines Ministeriums, und als die Mehrzahl der Preußen selbst. Möglich, daß er selbst mit geheimer Trauer erkannt hat, daß auch die Besten seiner Gehilfen nach langen Jahren politischen Mißlingens und unselbstständiger Politik zu viel Selbstvertrauen und Stolz auf die Kraft des Staates verloren haben. Denn wie viel auch der Souverän kann, er vermag nicht die Werkzeuge, mit denen zu arbeiten sein Beruf ist, im Augenblick umzubilden, und weiches Erz in harten Stahl zu wandeln. Aber grade, als er den Widerstand, den ihm auch pflichtgetreue Gesinnung entgegensezte, durch die Energie seines Forderns gebrochen hatte, grade als er sein Heer mit festem Entschluß an der Grenze sammelte, kam der Frieden, unzeitig, willkürlich, frivol, wie wenige Wochen vorher der Ausbruch des Krieges gewesen war. Und aus tiefster Empfindung kamen die Worte des Prinzen, welche er, wie man erzählt, bei der Abreise zu dem Fürsten Windischgrätz sprach, daß solches Ende ihm ein großer Schmerz sei.

Wie bei diesem Frieden allen Betheiligten durch das Schicksal genau gelohnt worden ist nach dem Maße von Ehrlichkeit, Urtheil, Energie und männlicher Kraft, die sie bewiesen, so hat auch dem Prinzen gegenüber die öffentliche Meinung, trotz aller Anklagen, welche gegen die preußische Politik geschleudert wurden, grade damals sehr wohl erkannt, wie werthvoll sein gegliegenes und mannhaftes Wesen für Deutschland sei. Das Vertrauen und die achtungsvolle Zuneigung zu seiner Person ist es zumeist, was die Anfänge der preußisch-deutschen Bewegung hervorruft, die jetzt so gesetzlich, besonnen und hoffnungsvoll beginnt.

Wenig zwar lassen solche einzelne Züge aus dem Leben eines Fürsten erkennen. Daß er redlich sei, gewissenhaft, pflichtgetreu, das weiß man. Aber uns scheint, daß eine andere Eigenthümlichkeit seltener sei. Er ist grade im reifern Mannesalter, wo sonst der Horizont des Mannes sich begrenzt, das Neue leicht unhold erscheint, fortdauernd sicherer, innerlich freier, im besten Sinne des Wortes liberaler geworden. Es muß edler Wein sein, der sich so vergeistigt. Ungewöhnlich war der Gang seines Lebens, alle großen Erfahrungen seiner politischen Laufbahn kamen ihm erst in einer Lebenszeit, wo sie eher beschränken als erheben. Die meisten von uns Deutschen auf Thronen, im Arbeitstuhl und auf der Holzbank sind in den letzten zehn Jahren nicht stärker, sicherer, entschlossener geworden. Ihm aber ist die Kraft und der Wille gewachsen mit der Schwere der Aufgaben. Selbst der würde sehr irren, welcher meint, seine Natur sei mehr empfänglich und anerkennend, als productiv. Er gilt bei denen, welche ihn näher kennen, nicht nur für einen Fürsten, der gut zu hören weiß, sondern auch für einen Herrn, der zu wollen und zu befehlen versteht, und für einen Politiker, der auch deshalb innerlich größer ist, als die meisten seiner Umgebung, weil er in Kopf und Herzen sichere Stützpunkte findet für große Entschlüsse. Daß er als Regent in den Fragen, welche ihm vertraut sind, selbstständige schöpferische Kraft besitzt, wird er seinen Preußen, wie seinen Gegnern noch beweisen.

Er gilt nur da für redfertig und wortreich, wo ihm von Herzen wohl ist. Dann aber dringt, so hören wir, seine einfache, klare Rede, die männliche Haltung, die große Wahrhaftigkeit und Innigkeit seines Ausdrucks mächtig zum Herzen. Und solche milde Humanität ist wol der Kern seines Wesens.

Ein Fürst so organisiert, eine tief innerliche Natur, mit dem sichern Takt, den nur ein reines und wohlwollendes Gemüth verleiht, durch und durch human, nach so herben Erfahrungen doch voll festen Glauben an den Adel menschlicher Natur, voll Vertrauen zu der Tüchtigkeit und voll Achtung vor dem Verstand seines Volkes, und dabei von einer stillen aber dauerhaften Willenskraft und in den Jahren seiner Reise voll von Erhebung und stark zu rücksichtslosem Entschluß, ein solcher Fürst scheint uns doch keine ganz gewöhnliche Erscheinung auf einem Königsthron zu sein. Und solche Persönlichkeit scheint uns vorzugsweise geeignet, das innere Leben des neuen Verfassungsstaates zu kräftiger Entwicklung zu führen und Preußen nach außen allmählig zu einer Bedeutung zu führen, die der innern Tüchtigkeit des Volkes entspricht.

Der diese Zeilen schreibt, steht ganz fern von Neigung und Gunst einer preußischen Regierung und ist nur berechtigt und gewillt, das Interesse an der Person des Prinzregenten zu nehmen, welches jeder Deutsche für ihn

empfindet. Und diese Zeilen wären nicht geschrieben worden, wenn nicht grade jetzt eine Pflicht gewesen wäre, auch dergleichen in diesem Blatt öffentlich zu sagen. ♀

Die Evangelischen in Oestreich.

* Preßburg, 20. Aug. Nachdem die beiden katholischen Mächte auf dem classischen Boden des Katholicismus Frieden geschlossen, war nichts natürlicher als die Erwartung, daß Oestreich auch in seinem Innern Frieden schließen, d. i. die Gemüther seiner fünfunddreißig Millionen versöhnen, die ganz passiv geworden, aber desto gefährlichere Opposition durch Gewährung zeitgemäßer Reformen entwaffnen werde. Da erschien das kaiserliche Manifest vom 15. Juli und verhiess die Hebung der reichen materiellen und geistigen Kräfte des Landes und durchgreifende Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung. Niemand konnte froher sein als die Protestanten Oestreichs, die zwar in allen Theilen der Monarchie dem überwuchernden Katholicismus rechtlich gleichgestellt sind, factisch aber durch eine mit dem Princip der Parität in scharfem Widerspruch stehende Gesetzgebung in grellster Weise sich hintangesezt sehen müssen. Um anderer Plakereien auf allen Gebieten der Legislation zu geschweigen, sei nur das Eine erwähnt, daß das Cherecht, von jeher eine gefährliche Waffe des Romanismus gegen die Evangelischen, ganz im Dienste der römischen Propaganda steht, indem es den aller Parität hohnlachenden Grundsatz festhält, daß wenn der Vater katholisch ist, alle Kinder katholisch erzogen werden müssen, während wenn der Vater evangelisch ist, die Kinder dem Geschlechte der Eltern folgen, und daß an der Spitze der evangelischen Consistorien in Wien noch immer ein Katholik steht, der seit dem Jahre 1856 mit den Evangelischen nicht einmal auf demselben Friedhofsruhen darf, und über diese seine Stellung zu den Evangelischen in dem bekannten Friedhofserlasse vom Jahre 1856 dieselben aufgeklärt hat. Je dringender es daher das Recht der Protestanten, wie die eigne Ehre des Staates erfordert, daß alle dem Grundsatz der staatsrechtlich festgestellten Parität zuwiderlaufenden Bestimmungen aus dem Codex der österreichischen Gesetze gestrichen und in jeder Beziehung mit gleichem Maße gemessen werde, desto freudigere Genugthuung gewährt es, diese Nothwendigkeit auch von einer Seite anerkannt zu sehen, wo man sonst nur ausgesprochene Gegnerschaft zu erblicken gewohnt war. Wenn Herr Professor Lasaulx in der bairischen zweiten Kammer den Einfluß Oestreichs in Deutschland ohne vorhergegangene innere Reformen als eine Unmöglichkeit bezeichnet hat, so hat er damit eine allgemeine Ueberzeugung festgestellt, die man in Oestreich, wie in dem übrigen Deutschland mit ihm theilen wird; wenn er zumal dem Wunsche Ausdruck